

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 35 (1925)
Heft: 11

Artikel: Meine kleinen Diebsjungen
Autor: Job, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gymnasialklassen“, 1841¹⁾) sogar eine „Philosophie der Rede“, ange-
regt wohl durch das bekannte Buch G. Campbells von 1776, heraus-
kam. Mehr und mehr kamen die Unpersönlichen, die Sachen zum
Durchbruch, und man stand der Redekunst, als dem zarten Kinde einer
beschaulichen, persönlichen Welt, die noch Wert darauf gelegt hatte,
wie Sokrates im lebendigen Worte den Menschen vor sich erstehen zu
sehen, verständnislos gegenüber. Es stimmt denn auch durchaus mit
dieser Entwicklung zusammen, wenn deutsche Rednerschulen mit
pompöser Make ihren Schülern die „Bildung zur harmonischen Per-
sönlichkeit“ als Lockvogel vorsetzen: pflegt man doch oft von jenen
Dingen, die einem versagt sind, am meisten zu reden!

Dennoch wäre es ein Irrtum, die Rhetorik wieder in die moderne
Schule einführen zu wollen. In der Entwicklung gibt es kein Zurück!
Unsre rücklaufende Zeit reisst den Unterschied zwischen Massenmen-
schen und Entwicklungsfähigen immer weiter auf: die Kluft zwischen
Muskelpflege und Geisteskultur wird täglich klaffender. Was hätte die
Beredsamkeit da noch zu suchen, wo keiner mehr etwas hören, jeder
nur sich bemerkbar machen will? Wenn aber die Not am höchsten war,
hat die unerschöpfliche Kraft der Natur stets sich die Gefässe ge-
schaffen, durch welche das erlösende Wort unter die Menschen ge-
worfen werden konnte. Dazu brauchte es wahrlich keiner Redeschulen.
Wenn unsere Jugenderzieher, vom Volksschullehrer hinauf bis zum
Hochschuldozenten, denen die Gabe des flüssigen Wortes bedenklich
mangelt, vom Willen beseelt wären, diese Scharte — deren Vorhan-
densein sie freilich nicht einmal ahnen — nach bestem Vermögen,
durch Arbeit an sich, auszuwetzen, so möchte es doch wohl um die
Redekunst in unseren Ratssälen etwas besser stehen. Und so halte
sich jener, der den dornenreichen Pfad des echten Redners gehen
will, an die lebendigen Reden eines Helmholtz, Moltke, Bis-
marck, Nietzsche oder auch eines Johannes Müller, beson-
ders aber eines Inayat Khan und eines Gandhi. Er mag sich aber
eingedenk sein, dass nur jenem die Grosswirkung vergönnt ist, der viel
nachgedacht und dem Ungewöhnlichen — kein politisches Zetergeschrei
— am Herzen liegt, und er erinnere sich stets des Grundsatzes in Nietz-
sches „Morgenröte“: „Wenn man ein Jahr lang schweigt, so verlernt
man das Schwätzen und lernt — das Reden!“

Meine kleinen Diebsjungen.

Jedem, der je durch die Strassen einer italienischen Grossstadt ge-
gangen ist, werden die Bilder des Elends, die sich dort auf Schritt und
Tritt dem Auge darbieten, in unauslöschlicher, bitterer Erinnerung
sein. Und es sind nicht bloss die Bettler, die Krüppel, die Alten und
Gebrechlichen, die die Blicke auf sich ziehen, sondern vor allem auch

¹⁾ G. J. Hoffmann: „Philos. der Rede“ (Leipz. 1841). Als Ergänzung hiezu kommen
in Frage: Wallaschek: „Psych. u. Techn. d. Rede“ (Leipz., 1914) und neuerdings
E. Drach: „Die Sprecherziehung“ (Frankfurt a. M., 1922).

die unzähligen erbarmungswürdigen Gassenjungen. Vielleicht am schlimmsten steht es in dieser Hinsicht in den Hafenstädten wie Genua und Neapel. Da liegen diese Jungen auf den sonnigen Plätzen, lang ausgestreckt, die blosse Brust dem Himmel darbietend, oder zusammengeknüllt, den Kopf auf dem Arm, der in einem zerschlossenen Ärmel steckt. Abends finden wir sie auf den Treppenstufen der Kirchen, im Dunkel der Portale, hinter ewig offenen Haustüren, oder zwischen aufgestapelten Waren. „Scugnizzi“ nennt man sie in Neapel, diese Gassenjungen, die nicht Vater und Mutter und nicht Haus und Heim kennen. Ihr Heim ist die Strasse, und ihr Dach der blaue Himmel. Wovon sie leben, weiss ich nicht. Die wenigsten betteln. Sie suchen die Abfälle der Strasse. Nicht nur die Zigarrenstummel, die sie begierig sammeln und zu Ende rauchen, oder gar wohl aufbewahren und mit den Tabakresten ein Geschäft machen. Nein, auch die Abfälle von Mahlzeiten, Speiseresten aller Art werden mit kundigem Auge entdeckt und mit ewig hungrigem Munde verschlungen. Vielleicht stehlen sie auch, wenigstens die grösseren. Ich kann diese Buben nie sehen, ohne tiefstes Mitleid zu spüren. Ich weiss, dass es ihr Schicksal sein wird, auf der Strasse zu verderben. Ich möchte ihnen helfen und weiss doch nicht wie. Ich stehe machtlos da, doppelt machtlos als Fremder. Ich möchte sie retten, möchte ihr Schicksal freundlicher gestalten, aber es fehlt mir jede Möglichkeit. Und es scheint, dass auch die Behörden machtlos seien. Wohl lassen sie von Zeit zu Zeit Scharen dieser „Scugnizzi“ aufgreifen; andern Tags sind nur wieder neue da. Man weiss nicht, woher sie kommen. Die Häuser scheinen sie auf die Strasse zu speien. Und ist nach einer nächtlichen Razzia diese auch einen Tag leer, am zweiten oder sicher am dritten ist sie wieder bevölkert von den armen Kleinen, die an den Mauerecken liegen, oder auf den Plätzen sich herumbalgen, in unmöglichen Kleidern, aus deren riesigen Löchern Ellbogen und Kniee und braun gebrannte, schmutzige Glieder gucken.

Und so ist es auch hier, wie in vielen Dingen, der nie rastenden Energie und der selbstlosen Opferwilligkeit und Hingabe einzelner zu danken, dass doch etwas geschieht für diese Verlorenen. So wie in London ein Dr. Barnardo der Vater der „Niemandskinder“ wurde, so sind auch in Italien einzelne Männer und Frauen die Retter unzähliger Gassenbuben geworden. Ihnen ist es zu danken, wenn nicht alle dieser heimatlos Geborenen zugrunde gehen. Durch ihre Initiative entstand in Genua und in Neapel die Institution der sogenannten „Asylschiffe“, auf denen die Jungen zu tüchtigen Menschen erzogen werden. In Neapel z. B. ist es eine Dame, die ihr ganzes Leben in den Dienst dieses Rettungswerkes stellt. In der richtigen Erkenntnis, dass nur eine interessante und anregende Beschäftigung es vermag, diese an keine Arbeit gewöhnten Jungen zu fesseln, sie dem Nichtstun der Strasse zu entwöhnen, sammelt sie die „Scugnizzi“ auf einem alten Schulschiffe, wo sie mit allen Arbeiten und allen Pflichten eines Seemannes vertraut gemacht werden. Ist dies für diese Verwahrlosten nicht ein verlockendes Ziel: Matrose werden zu können, Heizer auf

einem Ozeandampfer, Mechaniker, Koch, Steuermann, Kapitän vielleicht! Da sitzen die einst grausam zerlumpte Gesellen als sauber gewaschene und gekämmte Bürschchen in weissen Matrosenanzügen auf dem Deck des Schiffes und lernen Lesen und Schreiben. Andere hantieren im Arbeitsanzug im Maschinenraum herum, andere hören gespannt einem alten Kapitän zu, wie er ihnen das Prinzip der Fortbewegung eines Schraubendampfers erklärt. In Theorie und Praxis werden sie vollständig mit dem gesamten Schiffsbau und Schiffsdienst vertraut gemacht. Ihr Leben an Bord ist reich an Abwechslung. Heut wird das Schiff gefegt, morgen grosse Wäsche gehalten, übermorgen werden Segel geflickt, anderntags wird gemalt, jeder Morgen bringt eine neue Aufgabe mit sich. Und damit auch der eigene Betätigungs- und Gestaltungstrieb Raum habe, so gibt es stets zwischen der Arbeit eine Stunde zur freien Verfügung. Da hobeln, schnitzen, basteln die Kleinen, machen mit den primitivsten Werkzeugen die reizendsten Sächelchen: Ruderboote, Segler, Ozeandampfer — fast immer sind es Schiffe, die sie erbauen — die sie aus beglücktem Herzen und mit leisem Stolze derjenigen schenken, die ihrer aller Mutter ist. Und von Zeit zu Zeit geht das Schiff auf die Fahrt und verankert sich draussen am Kap Misenum oder bei den Inseln. Und nun kommt eine Woche richtigen Seelebens: Fischfang mit grossen Netzen, Rudern und Segeln in kleinen Booten, Überwachen der Austernkulturen, Baden und Schwimmen. Und abends, wenn das Meer sich verdunkelt, ertönt auf dem Schiffe Musik; eine Gitarre, eine Mandoline klingt, und die Buben singen.

So ersetzt diesen Jungen das Schiff die niegekannte Heimat und gibt ihnen in einem die dreifache Erziehung: der Familie, der Schule und der Gesellschaft. Hunderte von jungen Menschen sind so von der Strasse und vor dem sicheren Verderben gerettet und zu tüchtigen Männern erzogen worden. Mit Stolz zeigen die Kleinen die Photographien einstiger Zöglinge: einen Matrosen in schmucker Uniform, einen Schüler der Schiffsakademie oder gar einen „Sottoufficiale“. Und ihre Augen leuchten: Das alles können wir auch werden. Es liegt ein unendlicher Segen in dieser stillen Arbeit einer herzswarmen Frau und der ihrer Mitarbeiter, die durch ein Meer von Unverstand, Hemmnissen und Widerwärtigkeiten sich durchmühen, einem grossen Ziele entgegen. Es liegt in solchem Schaffen ein Mut und eine Kraft, die höchste Bewunderung erheischen. Und es zeigt sich auch hier wieder: Es sind immer die einzelnen, die das Grösste in der Nächstenliebe vollbringen.

Wer es im Tiefsten fühlen und sehen möchte, was ein warmes Herz vermag, der greife zu dem schmalen Büchlein der Mailänder Philanthropin Alessandrina Ravizza, das eben jetzt erschienen ist.¹⁾ Sie erzählt darin ein Stück aus ihrem wunderbar reichen Leben im Dienste der verlassenen Strassenjungen. Nur einen kurzen Ausschnitt

¹⁾ Alessandrina Ravizza, Meine kleinen Diebsjungen. Verlag Orell Füssli, Zürich und Leipzig, 1925.

gibt sie — denn sie ist keine Schriftstellerin und will keine sein — aber dieser genügt, um so recht die Not dieser Unglücklichen zu spüren. Die schlichte Erzählung liest sich packend wie ein Roman und ist doch nur ein Stück alltäglichen Grossstadtlebens. Und mit Verwunderung erleben wir es, welch prächtige Menschen unter diesen „Diebsjungen“ stecken. Der Erzählung ist der schöne Nachruf beigegeben, den Ada Negri, Italiens grosse Dichterin, der seltenen Frau, die 1915 gestorben ist, gehalten hat.

Vieles ist schon getan, unendlich vieles bleibt noch zu tun, bis allen diesen in Finsternis und Nacht Geborenen das Licht scheinen wird. Bis alle diese Kinder, die in der Gasse leben müssen, ein Dach und eine warme Hand über sich wissen. Bis sie alle eine Stimme erreicht, die es sie glauben macht und in der Tat es beweist, dass wir alle Brüder sind.

Dr. Jakob Job.

Persönlichkeit und Gemeinschaft als Erziehungsziel.

Der Junge: Morgen soll ich wieder vor eine Klasse treten. Ich werde neuerdings das Gefühl der Zerrissenheit bis zur Unerträglichkeit erleiden. Denn ungelöst wie vordem liegt das Zielproblem in mir. Entwicklung der Persönlichkeit oder Bildung eines Gemeinschaftsgliedes, gewiss, dies wäre klare Wegmarkung. Was aber heisst: Entwicklung der Persönlichkeit und Bildung eines Gemeinschaftsgliedes? Es heisst: Gehe rechts und gleichzeitig links; sage ja und gleichzeitig nein; sei und sei nicht! Wie hältst du diesen Widerspruch alltäglich, in jedem Augenblick, aus?

Der Alte: Lieber Freund! Dass dir pädagogische Probleme auftauchen, beweist deine Berufung. Viele gleiten an der Oberfläche des Lehr- und Erzieheramtes glatt vorbei: „Man macht es so seit Adam Riese! Punkt.“ — Mir scheint, du stehst bei der Betrachtung unseres Erziehungszieles mit seiner gegabelten Forderung auf dem reinen logischen Standpunkt. Da tut sich freilich einer jener kontradiktorischen Widersprüche auf, deren es in Pädagogik und Leben viele gibt. In deiner starken Konzentrationsfähigkeit und Vernünftigkeit möchtest du dich für ein rationales Entweder — Oder entscheiden. Das menschliche Handeln dürfte indessen niemals aus einem einzigen Axiom logisch abzuleiten sein. Einer Vielzahl, mindestens einer Zweizahl tiefster Wurzeln entspringen seine Tätigkeiten.

Der Junge: Verzeih, dass ich widerspreche. Motiv des Handelns, Ziel des Strebens ist das Gute. Plato schon stellt diesen Spitzenbegriff auf. Du willst doch nicht behaupten, dass auch hier Antinomien das Streben kraftlos zersplittern? Dass Zerrissenheit im Ziele boshafte Handlungen entschuldigt? Ich verweise auf das ursprünglich vorhandene Gewissen!

Der Alte: So scheinst du damit einverstanden, dass unser Erziehungsziel nicht unter dem Aspekt der „reinen“, sondern unter demjenigen der „praktischen“ Vernunft zu betrachten sei? Für